



Daniela Reimer (Hrsg.)

Sozialpädagogische Blicke

BELTZ JUVEN

«Ich empfinde mein Leben als ein Geschenk!»

Sabine Hering im Gespräch mit Klaus Wolf

Lass uns mit Deiner Herkunft und Deiner Familie beginnen...

Geboren bin ich am 3. Januar 1954 in Epe – das ist heute Gronau – ganz in der Nähe der holländischen Grenze. Ich habe zwei Schwestern, die eine ist wesentlich jünger. Mein Vater war Prokurist und hat seine Hoffnung auf den Kapitalismus und das, was er soziale Marktwirtschaft nannte, gesetzt. Wir sind häufig umgezogen. Meine Töchter wollten später unbedingt mitentscheiden, wann und wohin wir umziehen und fanden die Vorstellung, dass die Eltern – oder gar der Vater alleine – das entscheidet, völlig abwegig. Ich bezweifle, dass meine Mutter in dieser Angelegenheit ein Wort mitzureden hatte, weil bei uns zuhause die berufliche Zukunft des Vaters das alles entscheidende Kriterium war.

Hatte die Mutter auch einen Beruf?

Meine Mutter war von ihrer Ausbildung und auch von ihrer Identität her mit Herz und Seele Kindergärtnerin. Sie war nach der Geburt der Kinder nicht mehr berufstätig. Später hat sie meinem Vater im Büro geholfen, als dieser sich selbständig gemacht hat.

Wurdest Du von Deiner Mutter erzogen, oder liess man Dich in den Kindergarten gehen?

Ich ging dort in den Kindergarten, aber nicht gerne. Für mich war das eher Pflicht – und ich war froh, wenn ich wieder zuhause war. Mindestens einmal habe ich versucht, den Besuch des Kindergartens zu vermeiden. Ich habe erzählt, morgen sei dort geschlossen, was natürlich nicht stimmte.

Wie würdest Du das Milieu Eurer Familie beschreiben?

Die Mutter meines Vaters stammte aus einer traditionsreichen jüdischen Familie, die in Strassburg ansässig gewesen war. Für meinen Vater muss die Nazizeit extrem unsicher und gefährlich gewesen sein. Meine Mutter war eher unpolitisch und auch in ihrem Verständnis der Kindererziehung nicht durch ihre

Ausbildung in der NS-Zeit geprägt. Ich habe sie als sehr herzlich erlebt, wie sie von ihrer Arbeit im Kindergarten erzählt hat, wie sie mit uns umgegangen ist und wie sie mit anderen Kindern umging.

Du hast zu Beginn von den häufigen Umzügen erzählt – wo bist Du denn überall gewesen?

Als ich sechs war zogen wir nach Bergisch Gladbach. Ich selbst fand den Umzug ganz reizvoll und habe dort auch viele Freunde gefunden. Ich wechselte von der Grundschule auf ein humanistisches Gymnasium und hatte dort meistens gute Noten – vor allem in den naturwissenschaftlichen Fächern. Es gab dort einen Lehrer, der mich sehr fasziniert hat und der mir die Möglichkeit gab, auch nachmittags in die Schule zu kommen und dort die Experimente für den nächsten Tag mitaufzubauen. Er war überzeugt von meinen Fähigkeiten und hat bei mir den Wunsch wachgerufen, Naturwissenschaftler zu werden.

Den Sohn auf ein humanistisches Gymnasium schicken – das waren große Erwartungen von Seiten der Eltern?

Mein Vater hatte die Überzeugung: Man muss immer besser sein als die anderen, um nicht unterzugehen. Er war sehr leistungsorientiert da er – wie es in der Nazibruchrechnung hiess – Halbjude war, konnte er selbst seine akademischen Ambitionen in der NS-Zeit nicht verwirklichen. Deshalb vielleicht die hohen Erwartungen an den Sohn. Mein Vater hat aber nie offen über seine jüdische Herkunft gesprochen. Selbst meine Mutter wusste wahrscheinlich bei der Eheschliessung 1953 nichts über die jüdische Herkunft ihres Mannes.

Wie hat die Familie die NS-Zeit überlebt?

Meine Großmutter hat mit viel ‚Massetoff‘ versteckt die NS-Zeit überlebt. Mein Vater und ich haben sie einmal in Berlin besucht – ohne dass ich wusste, dass sie sich in einem jüdischen Pflegeheim befand. Ich erlebte sie als fremde Frau, die aber unglaublich herzlich zu mir war. Meine Schwestern haben sich später wesentlich intensiver mit diesem Teil unserer Familiengeschichte beschäftigt als ich.

Was war nach Bergisch Gladbach die nächste Station in Deinem Leben?

Als ich 14 war, sind wir der Karriere meines Vaters folgend in die Nähe von Göppingen gezogen. Dort war es nicht einfach Kontakte zu knüpfen, wenn man nicht schon seit zwei, drei Generationen dort wohnte. Ich ging dort auf ein naturwissenschaftliches Gymnasium, um meinen zuvor entstandenen Interessen

nachzugehen. Zunächst hatte ich sehr gute Noten, bis auf Englisch. Ich hatte ja Latein und Griechisch gelernt und kam mit den «neuen» Sprachen überhaupt nicht zurecht. In der Oberstufe ist dann auch mein Interesse für Naturwissenschaft weitgehend erloschen. Das Abitur habe ich mit sehr mittelmässigen Noten abgelegt. Ich habe mich damals schon mehr für Politik interessiert, habe eine linke Schülerzeitung gemacht, die mir viel Ärger eingebracht hat. Aber das hat mich nur in meiner kritischen Haltung bestätigt. Die Schule, die Lehrer und auch die Mehrheit der Mitschüler waren kein wichtiges Bezugssystem für mich. Viel Engagement habe ich einem Funkkolleg für pädagogische Psychologie entgebracht. Aber das hatte nichts mit der Schule zu tun.

Was war der Berufswunsch beim Abitur?

Ich wusste damals noch nichts von Sozialpädagogik oder Sozialarbeit, aber mir war klar, dass ich im pädagogischen Bereich arbeiten wollte. Ich hatte ein riesiges Interesse an der Heimerziehung – woher das kam, ist mir bis heute nicht klar. Ich habe mich an der Pädagogischen Hochschule in Esslingen immatrikuliert. Das hat mir wirklich gut gefallen und ich habe mich sehr engagiert. Ich bin zuhause ausgezogen. Als Kriegsdienstverweigerer musste ich mir noch während des 1. Semesters im Studium einen Praktikumsplatz suchen. Ich wählte mir ein Kinderheim der Diakonie in Reutlingen für den Zivildienst aus – zunächst in der Absicht, das Studium zu unterbrechen. De facto habe ich es damit an der PH abgebrochen.

Was waren Deine Aufgaben in dem Heim?

Entgegen aller Regeln wurde ich dort sehr bald verantwortlich eingesetzt, hatte alleine Dienst. Plötzlich war ich erwachsen. Das hat mich tief beeindruckt. Ich hatte von Anfang an eine sehr herzliche Beziehung zu den Kindern. Es hat mich sehr bewegt, was sie mir erzählt haben, da ich ja relativ behütet aufgewachsen war. Ich bekam plötzlich Einblicke in eine Welt, die ich bestenfalls aus der Belletristik kannte, die mir aber so anschaulich noch nie begegnet war. Ich blieb fast zwei Jahre lang in diesem Heim und lernte dort eine junge Frau kennen, mit der ich dann zum Studium der Sozialarbeit nach Kiel gegangen bin, weil ich nach wie vor in die Heimerziehung wollte.

Das war im Jahre 1974 – da waren die Schreckensjahre der deutschen Heimerziehung nicht vollends überwunden – die Mehrzahl der Einrichtungen war noch immer reformresistent. Was hat einen jungen kritischen Menschen dorthin getrieben?

Es war klar: diesen Beruf wollte man nicht ergreifen, um die bestehenden Verhältnisse fortzuführen, sondern um diese zu verändern. Als ich aus dem Zivil-

dienst kam, hatte ich eine sehr klare Vorstellung darüber, was für ein riesiger Reformbedarf in diesem Bereich besteht, aber das hat mich nicht abgeschreckt, sondern im Gegenteil gereizt.

Was waren Deine zentralen Kritikpunkte an der bestehenden Heimerziehung – wie sah es z. B. mit dem Verwahrlosungsbegriff aus?

Alles was nach Anstalt aussah ging natürlich überhaupt nicht. Es gab damals schon einen Zusammenschluss kritischer Nachwuchskräfte, die für die radikale Reform der Heimerziehung eingetreten sind. Der Verwahrlosungsbegriff wird ja bis heute völlig unreflektiert benutzt. Das ist für mich ein ständiger Stein des Anstosses und ein Indikator für Rückständigkeit, auch in Fachdiskussionen mit einigen Sonderpädagogen.

Zurück zu den Anfängen Deines Studiums: Gab es in Kiel an der Fachhochschule ein gutes Angebot für die Umsetzung Deiner Vorstellungen?

Ich hatte das große Glück, mit Rüdiger Wurr und insbesondere Henning Traubant zwei Hochschullehrer gefunden zu haben, die mich fachlich und persönlich sehr gefördert haben. Ich hatte einen sehr intensiven Kontakt zu ihnen – ich wurde in die Familien eingeladen und beide kamen auch in unsere Wohngemeinschaft. Aber natürlich waren vor allem die theoretischen Impulse von großer Bedeutung: Die Kritik an der totalen Institution, der Stigmatisierung und die Beschäftigung mit Makarenko, über den ich auch meine Diplomarbeit geschrieben habe.

Das ist ja interessant. Wie hast Du damals zu Makarenko gestanden, wie stehst Du heute zu ihm?

Makarenko hat selbst eine sehr liebevolle und persönliche Beziehung zu den Jungen gehabt – wenn man liest wie er sie im pädagogischen Poem beschreibt. Er war darin deshalb ein wichtiges Vorbild für mich. Aber diejenigen, die sein Modell später als trockene Methode exekutiert haben – Explosionsmethode! –, haben den Ansatz verstellt und diskreditiert. So blutleer blieb nur Repression übrig.

Hast Du während des Studiums weiter Kontakte zur Praxis gehabt?

Ich habe während des Studiums relativ kontinuierlich in einem Heim gearbeitet, einerseits um von der sehr großzügigen finanziellen Unterstützung meines Vaters unabhängiger zu werden, aber auch um neue Erfahrungen zu machen und Anregungen zu bekommen. Vor allem waren aber die pädagogische Bezie-

hung zu den Jugendlichen sehr wichtig. Die haben sich manchmal gefreut, wenn ich kam. Der gute Kontakt zu ihnen hat mir ganz viel bedeutet. Ich wollte immer herauszufinden, was die Jugendlichen denken und fühlen – all das zu analysieren, was man zunächst nicht verstand oder verstehen konnte – bevor man drauflos korrigiert.

Was hast Du nach dem Studium gemacht – vermutlich wieder Heimerziehung...

Ja natürlich. Nach dem Examen habe ich in einem Projekt gearbeitet, in dem es um die Dezentralisierung einer großen Einrichtung in Neumünster ging. Ich habe damals einige Jahre in dieser höchst problematischen Einrichtung gearbeitet und hatte am Ende sehr präzise Vorstellungen darüber, wie man Heimerziehung auf keinen Fall leiten darf. Ich habe damals mit Henning Trabant zusammen die Erfahrungen aus dieser Arbeit publiziert und Lehraufträge zu dem Thema an der Fachhochschule in Kiel und dem Rauhen Haus übernommen.

Bisher gab es in Deinem Leben weder Ehefrau noch Kinder....

Aber ja: In der Einrichtung in Neumünster habe ich meine Frau kennengelernt, große Liebe und außerdem war ich sehr beeindruckt, wie gut sie mit den Jugendlichen umgegangen ist. Wir haben geheiratet – und das Zusammenleben mit ihr und den beiden Töchtern, die dann kamen, war eine unheimlich intensive und wichtige Erfahrung. Für die späteren Genderdebatten konnte und musste ich da im Zusammenleben mit drei Frauen/Mädchen schon mal etwas üben. Typischer Kommentar zu meinen nicht gendersensiblen Aussagen «Papa, das war jetzt überflüssig!». Es gab aber noch einen weiteren Einschnitt: Auf einer Ferienfreizeit zog ich mir eine schwere Knieverletzung zu, die mich für ein halbes Jahr aus dem Arbeitsprozess herausgelöst hat – das war der Auftakt zu einem Abschiedsszenario aus der Einrichtung, in der ich bisher gearbeitet hatte und die in meiner Abwesenheit so nachteilig zum Negativen verändert worden war.

Wolltest Du nicht mehr in einem Heim arbeiten?

Doch, aber ich wollte es anders machen: Ich habe mich dann auf Leitungsstellen im Bereich der Heimerziehung beworben und die Leitung im Margaretenhort übernommen, ein großes heilpädagogisches Kinderheim im Süden von Hamburg. Dort habe ich über acht Jahre gearbeitet und den Umbau zu letztendlich 30 ganz unterschiedlichen pädagogischen Teilbereichen vorangetrieben. Das war eine sehr anstrengende, aber wichtige Arbeit, die mich im Rückblick allerdings auch mit Selbstzweifeln erfüllt, da sich – wie aktuelle Diskussionen zeigen – auch Gewaltdelikte unter den Kindern und Jugendlichen abgespielt haben, die ich damals nicht gesehen habe und vielleicht nicht sehen wollte.

Wie kam es denn dann zum Wechsel in die Wissenschaft?

Nach dem Ende der DDR gingen Henning Trabant und Rüdiger Wurr nach Neubrandenburg, um dort die Fachhochschule aufzubauen, und haben mich gefragt, ob ich Lust hätte mitzumachen. Dort haben wir keine vorgegebenen Strukturen vorgefunden, sondern konnten unsere Aufgaben relativ freizügig selbst definieren und gestalten. Ich wurde 1992 als wissenschaftlicher Mitarbeiter eingestellt, weil ich den Wunsch hatte, nicht nur Lehre anzubieten, sondern auch den Spielraum zu nutzen, um zu promovieren.

Was hattet Ihr für Studierende, waren das alles ‹Ossis›?

Im Wesentlichen ja. Das erste Semester war ganz furchtbar. Vor mir saßen Studenten mit Pokerface, die überhaupt nicht diskutieren wollten und die gar nicht daran dachten zu zeigen, was ihre Überzeugung und Gedanken zu dem neuen Zeug waren. Viele waren von der Wende eiskalt erwischt worden. Lediglich eine kleinere Gruppe, die aus kirchlich-liberalen Elternhäusern kam, blühte auf und suchte den Kontakt zu uns. Aber im zweiten Semester wurde es schon besser – und am Ende konnte ich mich auch mit denen, die mich anfangs so massiv haben auflaufen lassen, locker darüber unterhalten, was die damals über mich gedacht haben und ich über sie.

Wie sah denn das Praxisfeld ‹Heimerziehung› in der Region aus?

Da gab es auch einen riesigen Reformbedarf. Wir hatten einen intensiven Kontakt zum Landesjugendamt, einigen Jugendämtern und den sich entwickelnden Freien Trägern, die für uns zu einem Resonanzfeld unserer Arbeit wurden. Das war sehr herausfordernd und erfreulich.

Du hast aber trotz alledem auch noch Dein Promotionsvorhaben durchziehen können?

Die Promotionsmöglichkeit war ein zentraler Grund nach Neubrandenburg zu gehen. Ich habe dann an der TU Dresden meine Dissertation über Machtprozesse in der Heimerziehung eingereicht. Ich hatte Christian Niemeyer und Lothar Böhnisch angeschrieben und gefragt, ob sie bereit wären, eine Arbeit zu diesem Thema zu betreuen. Niemeyer hat sofort geantwortet – und so bin ich dann bei ihm gelandet und habe gute Erfahrungen mit ihm gemacht.

Ist Deine Familie mit nach Neubrandenburg gezogen?

Meine Frau und ich haben ernsthaft darüber nachgedacht. Aber die Töchter waren strikt dagegen. Katharina sagte: «Glaubst Du ernsthaft, dass wir hier wegziehen und alle unsere Freunde verlieren, bloß, weil Du eine neue Arbeitsstelle hast?» Das war für sie völlig abwegig und ausgeschlossen. Ich bin dann gependelt – und das hat sich als richtig erwiesen, weil die Kollegen, die mit ihren Familien nach Neubrandenburg gezogen sind, von massiven Problemen in der Schule und in der Nachbarschaft zu berichten wussten.

Wie hast Du die ‹ehemalige DDR› wahrgenommen?

Ich habe die Unterstellung von Parallelen zwischen dem Naziregime und der DDR-Führung immer für eine Lüge des Kalten Krieges gehalten. In Neubrandenburg bin ich nachdenklich geworden, weil – zumindest auf der psychologischen Ebene – der Mangel an Reflexion, Menschlichkeit und Unrechtsbewusstsein bei den ehemaligen Kadern mir doch recht ähnlich erschien. Meine Neigung dazu, mich als ‹Linker› zu definieren, ist dort einer Mischung aus Ironie, Sehnsucht und Distanz gewichen.

Kannst Du das konkretisieren?

Bei meiner Untersuchung der Heimerziehung in der DDR, bei Gesprächen mit Ehemaligen ebenso wie bei dem Aktenstudium bin ich Vorurteilen, Repressionen und Sanktionen gegenüber ‹Asozialen› in einem Umfang begegnet, den ich vorher nicht für möglich gehalten habe. Es bestand kein Zweifel daran, dass dieses System kein Vorbild sein konnte – auch nicht in Bezug auf sein Sozialsystem.

Mit dem glanzvollen Abschluss Deiner Promotion war dann ja aber auch Dein Ausflug in den ‹Wilden Osten› zu Ende.

Meine summa cum laude bekam ich in Dresden nicht geschenkt. Das war ein strenges Verfahren, welches mir aber als Quereinsteiger die Sicherheit vermittelte, nun ein richtiger Wissenschaftler zu sein. Ich habe mir zwar eine gewisse Distanz zu den akademischen heiligen Hallen und Inszenierungen bewahrt, aber ich bin bis heute dankbar für die Möglichkeit, frei und ohne unmittelbare Verwertungszwänge Fragen nachzugehen und mir Themen aussuchen zu können.

Ich habe mich – nach zehn Jahren Neubrandenburg – bundesweit beworben und zahlreiche Listenplätze bekommen, in Köln und Düsseldorf war ich auf Platz 1. Ich habe die Stelle in Köln angenommen, weil ich mir gut vorstellen konnte, dort zu leben. Allerdings zeigte sich ganz rasch, dass die Arbeitsbedingungen dort nicht so waren, wie ich es mir vorgestellt hatte, weil bestimmte

Zusagen nicht eingehalten wurden. Als ich dann in Siegen, wo ich meine Bewerbung aufrechterhalten hatte, eine Universitätsprofessur mit einer Lehrverpflichtung von nur acht Semesterwochenstunden und handfesten Forschungsmöglichkeiten angeboten bekam, war die Entscheidung klar, mich wieder von Köln zu verabschieden.

Hast Du das jemals bereut?

Eigentlich nicht. Ich finde, in Siegen kann man gut arbeiten, weil: viel Anderes kann man da ja auch nicht machen außer Arbeiten und Spazierengehen. Große Ablenkung hat man nicht. Ich konnte in Siegen in Ruhe meine Forschungsfelder entwickeln und mir ein Team zusammenstellen, das wirklich großartig ist. Darauf bin ich wirklich stolz, dass es mir immer wieder gelungen ist, exzellente Nachwuchskräfte zu finden und zu fördern.

Du hast Dich sehr konsequent vom Praktikum nach dem Abitur bis zur Berufung nach Siegen dem Thema ‚Heimerziehung‘ gewidmet. Trotzdem hat es danach eine Wende zum Thema ‚Pflegekinder‘ gegeben, wie ist das zustande gekommen?

Ganz aufgegeben habe ich das Thema Heimerziehung nicht und auch das Thema desolate Familien hat mich schon in Neubrandenburg beschäftigt. Aber als Jürgen Blandow pensioniert wurde, bedrängte man mich auf einer Tagung der Gilde Soziale Arbeit fast, ob ich nicht auch zu Pflegekindern forschen wollte – nach dem Motto «Sonst ist das Thema in der Sozialpädagogik ja wieder mal nicht existent». Zuerst habe ich mich gefragt «wieso jetzt ich?», dann habe ich mir das Feld genauer angesehen und hatte den Eindruck, dass alle Debatten in der Sozialen Arbeit und der Jugendhilfe daran ziemlich unberührt vorbeigelaufen waren. Ein riesiger Modernisierungsrückstand. Das hatte seinen Reiz. Und dann hatte ich das Riesenglück mit Daniela Reimer eine tolle Mitarbeiterin zu finden und wir haben zusammen ein großes Projekt daraus gemacht. Heute sind wir sehr viel weiter als vor 10 Jahren – was nicht nur aber auch unser Verdienst ist.

Das deutsche Modell der Sozialpädagogik gilt ja im Ausland teilweise noch als gewöhnungsbedürftig. Wie vertrittst Du den Sinn und Zweck von Sozialpädagogik in den internationalen Debatten?

Mir ist – vor allem in der internationalen Diskussion – die Positionierung der Sozialpädagogik als Gegenmodell zur Kinder- und Jugendpsychiatrie besonders wichtig. International dominieren Treatment-Programme, medizinisch-psychiatrische Deutungsmuster, Pathologisierung unverständenen Verhaltens sowie klinische Forschung. Dazu musste ein sozialpädagogisches Gegenmodell

entwickelt werden: Subjektorientierung, Multiperspektivität, die Stimme der unterschiedlichen Akteure – insbesondere der Pflegekinder – zu Gehör zu bringen. Inzwischen haben wir auch international Mitstreiter und Kolleginnen.

Was hast Du für Pläne nach der Pensionierung?

Mit der Pensionierung endet die Arbeit nicht, da liegen noch einige Projekte an. Aber für mich ist die Familie nach wie vor ein Mittelpunkt und Rückhalt. Die intensiven Bindungen faszinieren mich noch immer und werden durch die neuhinzugekommenen Enkelkinder in wunderbarer Weise gesteigert. Meine Wiedereingewöhnung «zu Hause» und das Projekt «Enkelkinder» bilden den Auftakt zu einem neuen Lebensabschnitt, der mich jetzt schon glücklich und dankbar macht. Neue Balancen zwischen freier Berufsarbeit und vollem privatem Leben werden sich ergeben.